

# TÄVE SCHUR

WAS MIR  
WICHTIG IST

neues leben

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

Die Bilder stammen aus dem Archiv Gustav-Adolf Schur, von Rehor, Peter Feige, Wolfgang Bendlin, Hans Dahlke, Günter Feustel, Reinhart Gößler, Simon Zacher und Manfred Fischer.  
Das Buch enthält zusätzlich einen 16-seitigen Bildteil.

Verlag Neues Leben –  
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN Buch 978-3-355-01893-7  
ISBN E-Book 978-3-355-50061-6

1. Auflage 2019  
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin  
Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann  
unter Verwendung eines Fotos von Robert Allertz

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

# INHALT

- SOLL MAN NOCH EIN BUCH SCHREIBEN? 7
- SOLL MAN DEN ENKEL ZUM SPORTREIBEN BEWEGEN? 23
- SOLL MAN EIN HAUS BAUEN? 39
- SOLL MAN VON DER PIKE AUF LERNEN? 59
- SOLL MAN IN DIE POLITIK GEHEN? 73
- SOLL MAN »DAS GRAUSAME DOPINGSYSTEM DER DDR«  
VERTEIDIGEN? 107
- SOLL MAN »MAUER, STASI, STACHELDRAHT« HINNEHMEN? 129
- SOLL MAN SICH ALS OSTDEUTSCHER BEKENNEN? 145
- SOLL MAN ALT WERDEN? WIE WIRD MAN ALT? 165
- SOLL MAN OPTIMISTISCH IN DIE ZUKUNFT SCHAUEN? 183
- LEBENS DATEN 203

# SOLL MAN NOCH EIN BUCH SCHREIBEN?

Das Dorf, in dem ich seit meiner Geburt lebe und wo ich eines Tages vermutlich auch begraben werde, zählt keine tausend Menschen. Es gab mal zwei Ziegeleien hier. In der einen, der von Sporkenbach, wurden rote Backsteine gebrannt. In der arbeitete einst mein Vater. Doch eigentlich sind wir kein Ort, sondern nur ein Ortsteil von Biederitz. Und der ist zu großen Teilen auf Sand gebaut. Hier zog sich mal eine Wanderdüne hin, weshalb der Magdeburger Unternehmer August Heyroth eine Kiesgrube aufmachte. Das war 1848. Dieser Mensch war entweder eitel oder die Leute in seiner Umgebung ein wenig einfallslos, denn die Siedlung, die alsbald neben der Grube entstand, nannten sie Heyrothsberge. Und so heißt sie noch immer. Von der Kiesgrube kündigt nur noch der Baggersee, der von unzähligen Parzellen gesäumt wird.

Seit 2015 haben wir sogar ein eigenes Wappen. Das stiftete die Freiwillige Feuerwehr und veranlasste auch dessen Eintragung in die offizielle Deutsche Ortswappenrolle. Im unteren Teil des schildförmigen Zeichens sind rote Klinker zu sehen. Damit gibt es eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Logo einer

schwäbischen Bausparkasse, aber die werben mit vier Steinen und behaupten, dass man darauf bauen könne. Wir haben nur drei, und die sind inzwischen Geschichte.

Man kann diese drei Steine auch so interpretieren: Aus diesem Dorf kommen mindestens drei Leute, deren Namen auch außerhalb der Landesgrenzen bekannt wurden.

Da ist zunächst der Fußballspieler Hermann Stöcker, der mit Fünfzehn bei der Betriebssportgemeinschaft Traktor Heyrothsberge als Fußballer begann. (Die BSG heißt heute SV Union Heyrothsberge.) Stöcker holte 1964 mit der DDR-Nationalmannschaft Bronze bei den Olympischen Spielen in Tokyo und schoss dort im entscheidenden Spiel das dritte Tor gegen den Iran; bereits in den Ausscheidungsspielen mit der Mannschaft der Bundesrepublik hatte er drei Treffer erzielt. Hermann Stöcker arbeitete bis in die achtziger Jahre hinein als Co-Trainer beim 1. FC Magdeburg und soll, so heißt es, in den Neunzigern nach Niedersachsen verzogen sein.

Die zweite Prominente ging schon in den vierziger Jahren mit den Eltern »nach drüben«, was wahrscheinlich ihr Glück war: Als Biologin und Biochemikerin aus der DDR hätte sie vermutlich nie den Nobelpreis bekommen. So aber wurde Christiane Nüsslein-Volhard davor und danach mit Preisen überhäuft und weltweit gerühmt.

Bei mir, dem Dritten im Heyrothsberger Bunde, langte es nicht einmal zur Aufnahme in die Hall of Fame des deutschen Sports. Auch wenn mir beim ersten Anlauf – 2011 – die *Frankfurter Allgemeine Zei-*

tung damit schmeichelte, ich sei »das größte Sportidol der DDR, der Max Schmeling des Ostens«, wurde ich für die virtuelle Ruhmeshalle als nicht tauglich und tragbar empfunden. So ist und bleibt denn der Vaterländische Verdienstorden, den mir die DDR verlieh, meine höchste Ehrung.

Und das ist in mehrfacher Hinsicht auch gut so.

Natürlich hätte ich nichts dagegen gehabt, meinen Namen zu finden neben denen von Katharina Witt und Renate Stecher, Jochen Schümann und Helmut Recknagel, Meinhard Nehmer und Roland Matthes, Ingrid Krämer-Gulbin und Hartwig Gauder, Birgit Fischer und Heike Drechsler, Karin Büttner-Janz, Hans-Georg Aschenbach und anderen einstigen DDR-Sportlern. Aber neben Schmeling, der sich vor den Propaganda-Karren der Nazis spannen ließ, oder Willi Daume, der während des Krieges Zwangsarbeiter in seinem Unternehmen beschäftigte und als Informant des faschistischen SD tätig war, hätte ich mich nicht sonderlich wohl gefühlt. Und dann noch Josef Neckermann, Sepp Herberger, Gustav Kilian ... Alles Mitglieder der NSDAP und Repräsentanten der Nazidiktatur. Das gebe ich hier unumwunden zu: weil ich mich nie krumm gemacht habe und es auch künftig nicht zu tun gedenke. Die Nähe zu Nazis meide ich prinzipiell.

Also drei bekannte Menschen kamen aus Heyrothsberge, durch das heute die Bundesstraße 1 führt. Zu DDR-Zeiten war das die Fernverkehrsstraße 1, und davor hieß sie Reichsstraße 1. Diese führte von Aachen bis über Königsberg in Ostpreußen hinaus, mit fast tausendvierhundert Kilometern war es

seinerzeit die längste Straße im Reich. Heute endet sie an der Oder. Man sieht: Auch wenn der Belag sich ändert und die Fahnen wechseln – in Deutschland gibt es eine erstaunliche Kontinuität. Der Verkehr rollt auf dieser Straße noch immer von West nach Ost und von Ost nach West, in Berlin führt sie direkt über den Potsdamer Platz. Und der ist ja auch so etwas wie ein Scharnier, ein Bindeglied zwischen den beiden Hälften Berlins. Architektonisch misslungen wie die Einheit, aber objektive Realität, mit der wir eben leben müssen.

Ich wohne in einer Seitenstraße der B1, weshalb ich von den rumpelnden Lastern nichts mitbekomme. Die Sackgasse heißt Am Fuchsberg und ist insofern dicht an der Wirklichkeit, als sich Hase und Fuchs hier Gute Nacht sagen. Bei uns vorm Haus rumpelt es nur gelegentlich: Das ist dem Kopfsteinpflaster geschuldet. Die Autos gehören in der Regel den Anwohnern, die stellen ihr Fahrzeug nicht auf die Straße, sondern in die Garage. Und kommt mal jemand auf Besuch, muss auch der sein Auto aufs Grundstück fahren. Das ist hier so Sitte.

Letztens war mal wieder einer aus Berlin hier. Große schwarze Limousine. Beeindruckend. Ich habe das Geschoss mit den vielen blinkenden Teilen umrundet. Toll, habe ich gedacht und mich daran erinnert, dass ich vor nunmehr fast sechzig Jahren an irgendeinem Wettrennen in der DDR teilnahm. Dort war ich nur gestartet, weil als Siegesprämie eine Waschmaschine ausgelobt worden war. Die wollte ich unbedingt für meine Mutter gewinnen, weil sie die gesamte Familienwäsche noch immer mit der

Hand wusch. Waschen musste. Ich war zweifacher Weltmeister, aber was hatte meine Mutter davon? Ohne Waschmaschine fährst du nicht nach Hause, schwor ich mir. Ich gewann sie. Aber wie die weiße Kiste nach Hause bringen? Nun, ich baute bei meinem Trabant den Beifahrersitz aus und brachte die Waschmaschine ohne Probleme nach Heyrothsberge. »Mach das mal mit deiner schickten Karre«, sagte ich dem Besucher mit der schwarzen Limousine. »Deinen Beifahrersitz kriegst du allein nie ausgebaut.« Worauf der konterte: Er müsse ja auch keine Waschmaschine auf diese Weise befördern. »Weil du keine gewinnen würdest«, sagte ich und wies auf den Speck auf seinen Hüften. Er lebe zu ungesund. »Täve«, reagierte der Autofahrer genervt, »du änderst dich nie. Immer musst du das letzte Wort haben.«

Muss ich gar nicht, das widerspricht meinem Naturell. Ich bin im Tierkreiszeichen Fisch geboren. Das sind bescheidene und gutmütige, sensible und sentimentale Leute. Ich glaube natürlich nicht an diesen Mumpitz, andere schon, weshalb ich sie damit beeindrucken kann, wenn ich die »den Fischen« angedichteten Eigenschaften runterbete. Aber ich habe zu allem eine Meinung. Zumal das Lebensmotto der Fische lautet, so wurde mir jedenfalls einmal gesagt: »Ich fühle mich mit allem verbunden.« Das kann ich nicht bestreiten. Und ich sage meine Meinung auch frei heraus. Noch nie habe ich ein Blatt vor den Mund genommen. Damit eckt man bisweilen auch an und kommt eben nicht glatt durchs Leben wie etwa ein Fisch. Haben Sie vielleicht schon mal einen Fisch gesehen, der angeeckt ist?



Ich habe zu allem eine Meinung, weil ich eine Haltung habe. Früher hieß das mal Klassenstandpunkt. Die Klasse ist weg, aber der Standpunkt blieb. Mag ja sein, dass der Grund schwankend wurde, nicht mehr so fest und unerschütterlich ist, wie wir einst glaubten. Das war wohl der Irrtum – nicht die Überzeugung. Im Prinzip ist doch alles ganz einfach. Die Schlichtheit des Gedankens scheint mir hilfreich zu sein beim Ergründen der Welt; man kann sich auch das Hirn zermartern mit tausenden Aspekten und Argumenten, sich von Selbstzweifel und Skepsis zernagen lassen. Wenn man auf dem Rad fährt, ist alles ganz simpel: treten und ans Ziel kommen. Schachspielen ist da eine größere intellektuelle Herausforderung. Denkt man. Wissen Sie, wie komplex die Taktik bei einem Radrennen ist? Was alles zu bedenken ist?

Vielleicht fragen mich auch deshalb viele Menschen – vornehmlich meine Landsleute aus dem Osten – um meine Meinung. Ich bekomme unverändert Post. Die einen sammeln Autogramme, die anderen allerdings Antworten. Früher ging man mit seinen Fragen zum Pastor oder zum Parteisekretär. Aber Pastoren gibt es kaum noch auf den Dörfern, und Parteisekretäre auch nicht mehr. Zumal die Parteien, sofern sie überhaupt noch präsent sind, selbst kaum weiter wissen. Also scheinen sich viele Leute an Personen zu halten, deren Charakter eine Art Parteiprogramm ist, ohne dass diese selbst Partei sind. Sie sind nicht so wetterwendisch wie die Parteihäuptlinge, die, um gewählt zu werden, ihre Meinung lieber dem Stammtisch anpassen, als diesem zu widersprechen.

Einverstanden, ich bewerbe mich um kein Mandat, ich kann mir in meinem Alter den Luxus einer eigenen Meinung leisten. Die Rente ist sicher. Dennoch fragen manche Enkel nicht ihren eigenen Opa, der ihnen doch auch antworten könnte, sondern mich. Vielleicht besitze ich in den Augen mancher eine Autorität, die nicht nur auf sportlichen Lorbeer gründet. Mit Anfang dreißig hörte ich mit dem aktiven Sport auf, jetzt gehe ich auf die neunzig. Wer mich siegen sah, ist jenseits der siebzig. Die DDR hatte Hunderte Weltmeister, wie ich einer war. Ich vermute also, dass man mich auch schätzt für das, was ich später tat. Dass man nicht nur wegen meiner Haltung auf dem Rad mein Urteil schätzt.

Darum wird, wenn ich denn nachfolgend auf Fragen antworte, die an mich auf Foren, in Talkshows und in Briefen herangetragen wurden, der Sport allenfalls im Hintergrund eine Rolle spielen. Außerdem bin ich auf diesen Teil meines Lebens ausführlich in meiner Autobiografie eingegangen, ich werde hier keine Berichte über längst vergessene Rennen liefern. Ich schreibe stattdessen, wie ich die Welt sehe. Aus der Perspektive eines Ostdeutschen, der in der Weimarer Republik in einer Arbeiterfamilie geboren wurde, in der Nazizeit aufwuchs und in der Nachkriegszeit eine Lehre als Mechaniker absolvierte. Der in der DDR zum erfolgreichen Radfahrer wurde, an der Deutschen Hochschule für Körperkultur studierte, eine Familie gründete und glücklich war in dem, was er tat. Und der 1990 so wenig gefragt wurde wie Millionen Landsleute, ob er lieber im Kapitalismus oder im Sozialismus leben wollte. Ich bin seither unfreiwillig Bundes-

bürger, saß eine Legislatur für die PDS im Parlament und freue mich, dass »Taeve« unbehindert die Sonne umkreist. So heißt seit 2005 ein Himmelskörper, der zwischen Mars und Jupiter im Asteroidengürtel seine Bahn zieht. Dass die Volkssternwarte, die am 16. Oktober 2000 diese Klamotte entdeckte und ihr meinen Namen gab, im sächsischen Drebach im Erzgebirge steht, muss ich nicht extra erwähnen. Die Volkssternwarte etwa in Aachen, am Ausgang der B1, wäre vermutlich nicht auf diese Idee gekommen. Das ist bestimmt eine ehrenwerte Institution. In Aachen aber hat man mehr das Universum auf dem Schirm, nicht unbedingt den Osten Deutschlands und dessen Bewohner. Nehme ich mal an. Das ist im Westen wohl so.

Im Unterschied zur Vereinigung vor dreißig Jahren wurde ich in diesem Fall gefragt, ob ich damit einverstanden sei, dass man einen Asteoriden nach mir benenne. Nur unter der Maßgabe, dass er nicht eines Tages mit der Erde kollidiere, hatte ich geantwortet. Die Gefahr bestünde nicht, hieß es. Warum mir das wichtig sei?

Nun, antwortete ich, ich möchte nicht in der Zeitung lesen, dass Schur abgestürzt ist.

Mit dieser Gewissheit, aus Drebach übermittelt, kann ich gern neunzig werden.

Im Friedensfahrtmuseum in Kleinmühlingen, das der Verein Radfreizeit, Radsportgeschichte und Friedensfahrt e. V. seit geraumer Zeit mit großem Zuspruch betreibt, gibt es inzwischen mehr als zehntausend Exponate. Darunter sind auch an die dreißig Aktenordner mit Brief und Karten, die mich im Laufe der Zeit erreichten. Die kann jeder lesen, so er

möchte. Und einige taten es auch schon. Jüngst, als ich mal wieder in meinem Haus aufräumte, fand ich jedoch etliche Kartons mit Post, die ich wohl übersehen und es darum unterlassen hatte, sie dem Museum zu übergeben. Bei der Sichtung der Papiere wurden mir nicht nur die Ohren rot, weil die Lektüre mitunter so spannend war, sondern auch mein ganzer Kopf wurde es. Mich schlug das schlechte Gewissen! Ich stieß auf nicht wenige Briefe, in denen ich um ein Autogramm gebeten wurde. Und da der frankierte Umschlag noch dabei lag, konnte ich schließen, dass ich dem Wunsch nicht nachgekommen war. Dafür kann ich mich nur entschuldigen, wie eben auch für die unterlassenen Antworten auf Fragen, die mir gestellt worden waren. Rentner haben niemals Zeit – hier sah ich den Beweis. Er trieb mir die Schamesröte ins Gesicht. Und mich an den Schreibtisch. Wenn ich denn schon nicht auf jede Frage individuell reagierte, so soll und muss es denn auf diese Weise, also gleichsam kollektiv geschehen. Darum noch ein Buch.

Ich zitiere zwischendurch aus einigen Briefen. Die zumeist ostdeutschen Absender vermitteln viel plastischer, als ich es jemals könnte, ein Gefühl für die Zeit, in der wir alt geworden sind. Es rührte mich an, noch einmal dieses einzigartige Gefühl von Nähe und Vertrautheit zu spüren, das seinerzeit unser Zusammenleben bestimmte. Wir waren uns nah, fühlten uns füreinander und für die Welt verantwortlich. Nicht Not oder Überwachung zwangen uns zur Solidarität, sondern natürliche Mitmenschlichkeit. Heimat war nicht verordnet, sondern organisch gewachsen. Wir haben sie nicht verloren, wir leben ja noch

dort, wo wir geboren wurden. Aber die Verhältnisse haben sich geändert. Manches ist besser, aber nicht Weniges wurde eben auch schlechter.

Im Vorfeld der Olympischen Spiele 1964 fanden deutsch-deutsche Ausscheidungswettkämpfe statt. Zum dritten Mal trat bei den Spielen eine gesamtdeutsche Mannschaft an, und die Athleten aus der DDR und der BRD ermittelten in Wettbewerben ihre Besten, die die Fahrkarte erhalten würden. Auf der Autobahn bei Erfurt starteten jeweils fünfzehn ostdeutsche und westdeutsche Rennfahrer. Für mich war schon bald der Wettkampf zu Ende, ich landete im Graben. Damals sagte ich, dass mich eine Trinkflasche zum Straucheln gebracht habe. Das war eine politische Notlüge. Ein westdeutscher Fahrer hatte mich mit seinem Knie vorsätzlich ausgehebelt, indem er unter mein Lenkrad gefahren war und sein Bein gehoben hatte. Ich wollte damals kein Öl ins Feuer des Kalten Krieges gießen. Und auch hier werde ich nicht den Namen des Fahrers nennen. Nicht nur deshalb, weil man über Tote nur Gutes sagen soll. Sondern: Irgendwann muss mal Schluss sein mit dieser ganzen Ost-West-Reiberei. Denn der Graben läuft nicht von Norden nach Süden, sondern zwischen oben und unten, zwischen Anstand und Unanständigkeit, zwischen Vernunft und Unvernunft, zwischen Wahrheit und Lüge. Und zwischen einem sauberen, souveränen Umgang mit unserer Vergangenheit und der Geschichtsverdrehung im Dienste der politischen Propaganda. Ich wünsche mir, dass mein Buch zu dieser notwendigen Entkrampfung beiträgt. Jeder DDR-Sportler war ein deutscher Sportler. Ich auch.

Es war zu Beginn der Sommerferien 1955. Auf der Strecke Berlin-Schorfheide-Berlin wurde das 100-km-Zeitfahren der DDR-Meisterschaft ausgetragen. Aus der Zeitung kannten wir Streckenführung und Termine. Wir hatten gerade das Abitur gemacht, fühlten uns wunderbar und von allen Pflichten befreit. Zu zweit machten wir uns in Wolgast auf den Weg. In der Uckermark erreichten wir den Wendepunkt der Rennstrecke. Die Straße war nicht abgesperrt, es fuhr ohnehin kaum ein Auto. Dafür umso mehr Radfahrer. Wir wunderten uns über die vielen Westräder, die leicht wegen Chrom und Lack zu erkennen waren. Wir fuhren altschwarze Rösser.

Dann kamen uns Rennfahrer im bunten Dress auf der Straße entgegen, einzeln oder in Gruppen. Einige Fahrer erkannten wir von Bildern aus der Zeitung. Die früh gestarteten Fahrer waren bereits auf der Rücktour und überholten uns. Nicht lange, und wir bekamen auch Sie zu Gesicht. Wir erkannten Sie an Ihrer unnachahmlichen Position auf dem Rad. Auf eine Begegnung mit Täve hatten wir uns wochenlang gefreut.

Nachdem Sie vorübergezogen waren, versuchten wir uns an Ihr Hinterrad zu heften. Aber vergebens – wir gaben bald auf. Erreichten aber doch Berlin und stiegen bei unseren Quartiereltern in Pankow ab, wo wir während der Weltfestspiele 1951 geschlafen hatten. Am nächsten Morgen lasen wir in der Zeitung, dass Sie das Rennen gewonnen hatten. Wir waren stolz auf uns, weil wir das Gefühl hatten, ein wenig mitgesiegt zu haben.

Wir waren damals begeisterte Radfahrer (und Nicht-raucher!) und seit der 9. Klasse in den Sommerferien immer mit unseren Rädern unterwegs. Gepäck, Dreieckszeltbahnen und Kochgeschirr aufgeschnallt, ein paar Mark in der Tasche, die wir übers Jahr zusammengespart und bei Verwandten geschnorrt hatten. Wir wollten unser schönes Land kennenlernen. 1954 ging es auch mal in den Westen. Das war damals noch möglich. Man brauchte der Polizei nur seinen Ausweis zeigen und gegen einen Passierschein tauschen, an der Grenze wurden fünfzig Ostmark gegen zehn Westmark gewechselt, weitere fünfzig Mark steckten als eiserne Reserve in der Sattelstütze. Es ging über Boizenburg nach Holstein, Bremen, Sauerland bis an den Rhein. Die Loreley kämmte sich nicht, sie weinte im Dauerregen.

Vielleicht schämte sie sich ihrer Landsleute, denn nicht ein einziges Mal wurde uns Obdach gewährt, nicht mal einen Platz in der Scheune gab es. Dafür begegneten uns Leute, die uns befreien wollten, nachdem sie hörten, woher wir kamen. »Haltet noch eine Weile aus«, meinten sie uns trösten zu müssen. Hin und wieder trafen wir auch einen freundlichen Polizisten. »Wo kommt ihr her?« – »Aus Wolgast, das liegt bei Greifswald.« – »Ach so, aus der Zone. Dann fahrt mal weiter, aber nicht hier auf der Schnellstraße.« Über Vacha kehrten wir in die DDR zurück, nach sechs Wochen und 2645 Kilometern waren wir wieder zu Hause.

Der Gedanke, drüben zu bleiben, kam uns damals nicht.

*Rostock, 4. März 2001*

Unsere Familie wohnte von 1950 bis 1953 in Heyrothsberge. Mein Vater war erst Schüler, dann Lehrer an der Feuerweherschule. Ich nahm an einer Feierstunde teil, die die Schule in Biederitz Ihnen zu Ehren ausrichtete. Im Auftrag der Klasse sollte ich mir, da ich ja aus Heyrothsberge kam, etwas ausdenken. Mir fiel nichts ein, ich graste auf der Suche nach Ideen das Gelände um die Feuerweherschule\* ab und plünderte dann einen blühenden Schneeballstrauch. Diesen Strauß überreichte ich Ihnen. Richtig glücklich und stolz kam ich mir dabei nicht vor. Aber was war mein damaliger Frevel gegen das heutige Abholzen der Regenwälder?

Meine Mutter hatte auch eine Begegnung mit Ihnen. Sie war im Konsum und aktiv in der DFD-Gruppe und wurde für eine Delegiertenkonferenz des Konsums ausgewählt. Während der Fahrt zum Konferenzort unterhielt sie sich prima mit einem jungen Mann, leider konnte sie die Unterhaltung nicht fortsetzen – der junge Mann musste ins Präsidium. Da erst erfuhr sie, wer neben ihr gesessen hatte. Das waren Sie! Seitdem schwärmte Mutti von »unserem Täve«.

\*Die 1938 gegründete Feuerweherschule heißt heute Institut für Brand- und Katastrophenschutz Heyrothsberge und ist nicht nur die Landesfeuerweherschule Sachsen-Anhalts, sondern eine der größten Feuerwehrausbildungsstätten in Deutschland.



*Alfred Schreiber*

*Maurer, Northeim/Niedersachsen, 27. Februar 1996*

Lieber Sportfreund Täve, ich war 1957 als Org-Leiter der BSG Aufbau Dresden verantwortlich für die Einweihung der neuen Radrennbahn in Dresden. Außerdem war ich auch der Maurer, der die Estrichschicht in wochenlanger Handarbeit auf die Rennbahn mit der Kartätsche aufgebracht hat. Die Bahn wird heute noch befahren!

Damals war ich 42 Jahre alt, jetzt bin ich 81 und immer noch Sportfan.



1991 bin ich zu meiner Schwester nach Northeim gezogen, wir sind die beiden einzigen, die von unserer Familie übriggeblieben sind. Am 13. Februar 1945, bei der Bombardierung Dresdens, haben wir neun Familienmitglieder verloren. Meine Schwester hatte im Krankenhaus überlebt und ist dann mit dem Treck nach Northeim gekommen, ich war bereits in den USA als Kriegsgefangener.



In meinem Bildarchiv habe ich diese drei Fotos gefunden, die unser Pressefotograf Rehor bei der Stadion-einweihung am 21. September 1957 gemacht hat. Ich schicke sie Dir zur Erinnerung an unsere Sportzeit, die ein kleiner Mosaikstein der damaligen Zeit war. Deine Fans waren mehrheitlich Frauen, wie unschwer zu erkennen ist.

---

*Brigitte Pickart*

*Ronneburg, 23. Februar 1996*

Es muss im Jahr 1955 gewesen sein, als die Friedensfahrt auch durch Ronneburg ging. Unsere ganze Familie jubelte am Straßenrand, und wir alle drückten für Sie die Daumen. Als ich am Abend meine Kinder zu Bett brachte, betete unser fünfjähriger Sohn Folgendes: »Lieber Gott, mach doch bitte, dass der Täve das, das, das ... das gelbe Jackett bekommt.«

Das Kindergebet wurde erhört: Sie gewannen das Gelbe Trikot. Wir freuten uns mit Ihnen.

---

*Helmut Rieder-Hesse*

*Arzt für Allgemeinmedizin,*

*Weißenburg in Bayern, 17. Januar 1991*

Kannst Du Dir vorstellen, was es für ein Gefühl ist, wenn man im tiefsten Bayern zum Frühstück die Zeitung aufschlägt und etwas über Heyrothsberge liest? Leider war es ja nichts Schönes (»Gustav-Adolf Schur, das ehemalige Radsportidol der DDR, ist arbeitslos«), aber Du schaffst es bestimmt mit Deinem Museum und dem Fahrradgeschäft.

Alle Heyrothsberger in Bayern drücken Dir die Daumen.